

durch die Oststaaten beantwortet, welche einen Konventionsentwurf unterzeichneten, kam nicht zur Sprache.

Der Kongreß, in Paris begonnen, soll womöglich in Abständen von zwei Jahren tagen. Der italienische Staatskonservator schlug für die nächste Tagung Italien als Gastland vor.

Werner Bornheim gen. Schilling

## REZENSIONEN

PIERRE HÉLIOT, *L'Abbaye de Corbie, ses églises et ses bâtiments*. Löwen 1957 = Bibliothèque de la revue d'histoire ecclésiastique 29. 168 S. m. 3 Abb. im Text und 10 Tafeln m. Abb.

Kloster Corbie ist als Mutter von Corvey jedem deutschen Bauforscher dem Namen nach bekannt. Doch da aus der Frühzeit des Klosters monumentale Reste weder aufrecht stehen noch ergraben worden sind, bleibt die Vorstellung von jenem Kulturzentrum völlig unbestimmt. P. Héliot hat als vorzüglicher Kenner der nordfranzösischen Architektur die Aufgabe übernommen, ein Bild der baulichen Entwicklung des Klosters Corbie zu zeichnen, wobei er sich fast nur auf Chroniken, Urkunden und alte Pläne stützen konnte. Bei der Widersprüchlichkeit und Ungenauigkeit dieser Quellen muß man ihm für die Mühe dankbar sein, das Gestrüpp der Thesen einmal durchforstet und die Meinungen der Chronisten auf ihren Wert oder Unwert hin geprüft zu haben, wenn es auch oft bei der persönlichen Entscheidung bleiben muß, welche Nachricht man für die wahrscheinlichere halten will. Viele Einzelfragen, die H. erörtert, mögen für sich allein genommen belanglos erscheinen. Sie könnten aber in bestimmten Zusammenhängen Bedeutung erlangen und durften daher nicht fehlen. Im Ganzen entsteht ein lebendiges Bild von den baulichen Schicksalen Corbies, das in einigen Punkten auch von hohem Allgemeininteresse ist.

Schon bei der Gründung des Klosters durch das merowingische Königshaus um 660 erhielt es eine Peter- und Pauls- sowie eine Stephanskirche. Eine dritte, St. Johann Ev., muß vor der Mitte des 9. Jahrhunderts noch hinzugekommen sein. H. nimmt zur Frage ihrer Gründungszeit nicht ausdrücklich Stellung (S. 20). Doch scheint mir das Schweigen der ältesten Urkunden über den Patron Johannes (der vielleicht von Anfang an Pfarrpatron war) kein sicherer Beweis dafür zu sein, daß die dritte Kirche nicht doch mit den beiden anderen zusammen entstand, wie fast alle Chronisten, gestützt auf die Tradition des Hauses, annehmen. Corbie schafft sich also schon bald nach der Gründung die für diese Frühzeit so bezeichnende „Kirchenfamilie“.

Für die Gestalt der Hauptkirche St. Peter und Paul (später nur noch St. Peter) sucht H. literarische Erwähnungen auszuwerten (S. 23 f.). Er vermutet, daß schon der Gründungsbau einen kreuzförmigen Grundriß mit abgeschnürter Vierung gezeigt und Vierungsturm, Langchor und vielleicht hölzerne Tonnen über den vier Kreuzarmen besessen habe. Mir scheint freilich weder sicher, daß sich die Texte des 9. und 11. Jahrhunderts noch auf den Gründungsbau beziehen, noch daß die Kirche die genannten Eigenschaften aufwies. Nur eine kreuzförmige Gestalt könnte aus der Erwäh-

nung der Bestattung Adalhards „inter quatuor centra“ zu schließen sein. Damit entfele aber der Vergleich mit Corvey, dem neuen Corbie, da die dortigen Ausgrabungen von 1951/53 erwiesen haben, daß der karolingische Bau kein Querschiff, sondern nur kleine seitliche Kapellen und jedenfalls keine Vierung besaß. (Vgl. F. J. Esterhues, Zur frühen Baugeschichte der Corveyer Abteikirche, in: Westfalen 31, 1953, S. 320/35.) Wird damit die Nachricht, daß Ludwig der Fromme gewünscht habe, Corvey „ad similitudinem Antiquae Corbeiae“ errichtet zu sehen, als unecht erwiesen, ist auch unsere Textauslegung noch irrig, oder fällt die Beziehung der beiden Klosterkirchen zueinander unter die von Krautheimer einmal dargelegte Andersheit der mittelalterlichen Vorstellung von „similitudo“ gegenüber der modernen? (Vgl. R. Krautheimer, Introduction to an Iconography of Mediaeval Architecture, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 5, 1942, S. 1 – 33.) Sicher aber ist H. zuzustimmen, wenn er meint (S. 26), daß Rückschlüsse vom Westwerk zu Corvey auf den ursprünglichen Westbau von Corbie noch unsicherer erscheinen müssen, da jenes ja erst unter Ludwig dem Deutschen entstand und über den Westbau von Corbie nicht das geringste bekannt ist.

Alle drei Kirchen wurden im 11. Jahrhundert restauriert oder – wahrscheinlicher – nach den Wirren des späten 9. und des 10. Jahrhunderts neu errichtet. Auch hier erscheint mir der von H. (S. 48) aus einem Text gezogene Schluß für die Gestalt der Peterskirche unsicher. In der Vita S. Geraldı heißt es von diesem: „... composuit sedilibus et ornavit desuper columnulis cum basibus chorum, purgavit cryptam et deambulatoria . . .“ H. nimmt im Mönchschor Wandsäulen an, die ein Triforium oder eine Empore getragen haben könnten. Mir scheinen kleine Freisäulen mit Arkaden als Bekrönung der Chorschranken (im Sinne der Schranke von St. Michael in Hildesheim) wahrscheinlicher. Bei „crypta“ denkt auch H. an eine Krypta im neuzeitlichen Sinne, „deambulatoria“ übersetzt er mit „Seitenschiffe“. Diese Interpretation ist oft richtig. Hier aber liegt es ebenso nahe, an Ringstollen zu denken, da „purgavit“ doch wohl auf „crypta“ und „deambulatoria“ zu beziehen ist, was eine räumliche Verbindung beider nahelegt.

Wichtiger als diese Interpretationsfragen, die von dem Bau der Peterskirche im 3. Viertel des 11. Jahrhunderts doch keine rechte Vorstellung zu geben vermögen, ist eine Vermutung H.'s, die sich auf Stiche und Pläne des späten 17. Jahrhunderts stützt und die er mit überzeugenden Argumenten erhärten kann (S. 78 – 83). Danach dürfte ein vorgotischer Bau, wahrscheinlich also dieser des 11. Jahrhunderts, einen Dreikonchenchor mit Umgängen besessen haben ähnlich dem von St. Maria im Kapitol zu Köln. Zwar wird der zeitliche Vorrang des Kölner Baues damit nicht berührt, aber bei Beachtung des teilweisen Vorbildes von Stablo (1020/48, vgl. F. Bellmann, Zur Bau- und Kunstgeschichte der Stiftskirche von Nivelles, München 1941) und der vielen Nachfolgebauten in dem Gebiet des Niederrheins, des Maaslandes und Nordfrankreichs wird die Frage nach dem Ursprung dieses Motivs doch verschoben. Die Bindung an diesen Raum fällt in die Augen. Daher ist auch kaum nötig, mit H. den Weg Corvey – Corbie in Betracht zu ziehen, der freilich über Köln führt. Noch we-

niger sehe ich einen Grund für die Annahme, daß zu dem Dreikonchenchor mit Umgängen ein zweites, echtes, Querschiff gehört haben könnte (S. 83 f.). Wo gäbe es eine Parallele dafür! Die von H. (z. T. im Anschluß an Grabar, Martyrium I, S. 505 ff.) genannten treffen nicht. Der Trikonchos mit Umgang ist eine vollständige Ostbaulösung. Seine Seitenkonchen sind keine zusätzlichen Reliquienkapellen, die den Altarraum zur Kreuzform ergänzen, so daß dieser vor sich noch ein echtes Querschiff haben könnte. Klosterrath hat zwar Querschiff und Trikonchos, aber keine Umgänge.

Während die Hauptkirche schon in spätgotischer Zeit ersetzt wurde, blieben die Nebenkirchen bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Es waren schlichte Basiliken mit Querschiff und Vierungsturm ohne Westbau. In St. Stephan war, mindestens seit dem Umbau um 1160/80, das westliche Mittelschiffsjoch von einer Empore eingenommen. H. erwägt (S. 55 f.), ob hier eine Erinnerung an die Westwerke oder die Martyrien (die er mit Grabar in genetischem Zusammenhang mit den Westwerken sich denkt) vorliegen oder ob die Westempore nicht vielmehr als Marienoratorium gedient haben könnte. Dafür spräche auch, daß die Westfassade ein Marienprogramm (mit zwar sehr verstümmelten, aber teilweise hervorragend schönen Figuren der Zeit um 1200) zeigt und daß in der Stephanskirche auch die Marienfeste gefeiert wurden. Insofern auch Marienkirchen die Gestalt von Martyrien annahmen, scheint ihm der Übergang von einer Bedeutung zur anderen um so leichter. Mir will die Annahme eines hochgelegenen westlichen Marienoratoriums wenig einleuchten. Eher ist anzunehmen, daß Maria den ursprünglichen Patron, der 1188 Pfarrpatron wurde, in den Hintergrund gedrängt hatte und beide Altäre hintereinander in der Kirche standen. Ob die Westempore überhaupt einen Altar besaß? Ohne nähere Nachrichten müssen alle Überlegungen gänzlich ungewiß bleiben.

Die Frage der Tradition der „Martyria“ beschäftigt H. nochmals anlässlich der Besprechung der Kapellen des Barockbaues (S. 127/32). Seine Meinung, daß zwar diese Tradition von der Antike bis ins 18. Jahrhundert reiche, aber seit der Renaissance nur noch formal weitergetragen wurde, durch das Studium der antiken Baukunst ermöglicht, nicht durch inneres Verständnis, unterschätzt vielleicht die neo-mittelalterlichen Züge des Barock ein wenig, trifft aber sicher einen wichtigen Punkt der Sache.

Von grundsätzlichem Interesse sind die bestimmten Nachrichten über die Pfarrbezirke in Corbie (S. 48). Bis 1188 bestanden zwei Pfarrgemeinden, eine im Klosterbezirk, St. Joh. Ev., und eine außerhalb, St. Albin. 1188 wurden 6 weitere geschaffen, vier neue außerhalb des Klosters und im Kloster noch St. Stephan in der Stephans- (und Marien-)kirche und St. Leonhard im Schiff der Hauptkirche St. Peter. Letztere war nun für den enger zum Kloster gehörigen Personenkreis bestimmt, während vorher diese Aufgabe St. Johannes zugefallen sein muß. Man sieht, wie die seelsorgerischen Aufgaben immer stärker in das Klosterleben eindringen.

Über die nachromanischen Schicksale des Klosters nur noch wenige Sätze! In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde das Refektorium am Nordflügel des Kreuz-

gangs und dieser selbst teilweise neu errichtet (S. 86 – 91). Der Abbruch dieser Werke muß nach den Beschreibungen des 17. und 18. Jahrhunderts eine Perle monastischer Baukunst der hohen französischen Gotik vernichtet haben. Der geplante Neubau der Hauptkirche blieb im 13. Jahrhundert bald stecken (S. 62). Er wurde erst 1502 wieder aufgenommen. Doch blieb er 1550 nochmals im Rohbau liegen und gedieh auch nur bis zum Querschiff (S. 69 – 71 und 77). Der von Hubert bereits veröffentlichte Stich von Corbie aus dem „*Monasticon gallicanum*“ von 1677 (*L'Art préroman*, Paris 1938, S. 67) zeigt dieses spätgotische Fragment und also nicht ein Denkmal, das einen frühmittelalterlichen Bau mit Westwerk spiegeln könnte. Chor und Querschiff sollten zu einer normalen Kathedrale ergänzt werden und sind im 17. und 18. Jahrhundert auch dazu ergänzt worden. Die gotischen Ostteile fielen aber der kommerziellen Engherzigkeit des frühen 19. Jahrhunderts ebenso zum Opfer wie fast der ganze großzügige Neubau des Klosters, der den Maurinern verdankt wurde (1739/65), so daß nur der barocke, im Stil gotische, Zubau zur Hauptkirche, Doppelturmfassade und Langhaus, heute noch erhalten ist. Man möchte angesichts aller dieser Zerstörungen mit H. schließen: „*Dieu veuille que les hommes ne réussissent point à supprimer les ultimes vestiges de notre grande civilisation d'Occident.*“

Edgar Lehmann

RICHARD TEUFEL, *Vierzehnheiligen*. Verlag H. O. Schulze Lichtenfels, 1957. 2. erweiterte Auflage, 208 Seiten mit 104 teils ganzseitigen Abbildungen und einer Vierfarbentafel. Ganzleinen DM 28.50.

HANS-HERBERT MOLLER, *Gottfried Heinrich Krohne und die Baukunst des 18. Jahrhunderts in Thüringen*. Verlag Bruno Hessling, Berlin Charlottenburg, 1956. 314 Seiten mit 210 Textabbildungen, 28 Taf. mit 53 Abbildungen. Ganzleinen DM 58. – .

R. Teufel legte 1922 als Dissertation an der T. H. München eine Arbeit über Vierzehnheiligen vor, die zweite, die eine Balthasar Neumann-Kirche zu Inhalt hat, nachdem 1914 als erste von W. Fuchs die Stuttgarter T. H. Diss. über Neresheim erschienen war. 1936 gab der Verfasser seine umfassende Monographie über Vierzehnheiligen als Jahregabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft heraus. Das vorliegende Buch, das R. Teufel bescheiden nur als „2. erweiterte Auflage“ bezeichnet, ist aber weit mehr. Es stellt das Ergebnis einer neuen Auseinandersetzung mit dem Werk Balthasar Neumanns dar, ausgelöst von der Rezension M. H. v. Freedens (*Zeitschr. f. Kunstgesch.*, VI Bd., 1937, S. 260 – 263). Leider hat aber der Verfasser bei dieser Neuauflage nur eine willkürliche Auswahl des Neumann-Schrifttums der letzten zwanzig Jahre getroffen. Es ist zu bedauern, daß u. a. G. Neumanns geistvolle Deutung der Raumbildung von Vierzehnheiligen in seinem grundlegenden Werk über Neresheim (München-Pasing 1947, S. 43-67) ebenso unbeachtet blieb wie der wichtige Aufsatz von E. Lehmann „Zur Baugeschichte des Zisterzienserklosters Langheim im 18. Jahrh.“ (*Zeitschr. f. Kunstgesch.*, XIX. Bd., 1956, S. 259 – 277). Daher beschränkt sich R. Teufels Auseinandersetzung vor allem auf K. H. Essers „Darstellung der Formen und Wirkungen der Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen“ (Diss.